

„Ich hasse Klangtapeten!“

Devid Striesow gehört zu den talentiertesten und meistbeschäftigten deutschen Schauspielern seiner Generation, doch beinahe hätte er die Musikerlaufbahn eingeschlagen. Mit Kai Luehrs-Kaiser sprach der Rügäner über seinen Weg zur Klassik, Lampenfieber und die Angst, gegrillt zu werden.

Herr Striesow, Sie gelten als Klassik-Fan. Wie kommt's?

Das ist schon lange so, und ich habe sogar anfangs Musik studiert. Es kommt von meiner Familie her. Meine Mutter war Sängerin und ist in der DDR sogar ein bisschen „herumgetingelt“, nachdem sie einen Talentwettbewerb im Fernsehen bei Heinz Quermann gewonnen hatte. Operetten waren ihr Steckenpferd. Sie wurde auch an der Hanns-Eisler-Hochschule aufgenommen. Als meine Schwester dann eine schwere Krankheit bekam, hat meine Mutter ihre Karriere zurückgestellt. Bei uns zu Hause gab's viel Musik.

Bei Ihnen jetzt auch?

Das ist stimmungsabhängig. Es ist eine Sache der Tagesform und auch der eigenen Entwicklung. Früher bin ich leichfertiger mit Musik umgegangen. Heute wähle ich ziemlich genau aus, wann ich Musik zulasse. Ich hasse Grundbeschallung und Klangtapeten. In Augenblicken, wo ich bewusst Klassik höre, bin ich allein. Und mache nichts anderes. Letztes Jahr habe ich sogar meinen alten Schallplattenspieler, der im Schrank vor sich hinstaubte, damit die Kinder nicht drangehen, wieder ausgepackt.

Um was zu hören?

Zum Beispiel die beiden Prokofjew-Violinkonzerte mit Itzhak Perlman. Die Platten, die ich alle noch aufbewahrt habe, wiegen Tonnen. Und zerkratzen. Man brauchte damals Fingerspitzengefühl, um die Dinger, die sich elektrisch aufladen,

überhaupt aus der Umhüllung zu kriegen. Trotzdem sind sie zuverlässiger als alte CDs. Die springen nämlich. Ich habe bei CDs inzwischen die Hüllen abgeschafft, tue sie stattdessen in Alben und höre sie hauptsächlich, wenn ich Auto fahre.

Auf Rügen, wo Sie geboren wurden, werden Sie nicht viel mit Live-Klassik in Berührung gekommen sein, oder?

Nein, aber ich wurde dort tatsächlich nur geboren. Nach einem Jahr zogen wir nach Rostock um. Ich verstehe mich trotzdem als Rügäner.

Klassik-Begeisterung entsteht bei vielen durch ein eigenes Instrument. Bei Ihnen auch?

Ja, mit sechs Jahren habe ich begonnen Geige zu spielen. Im Osten, wo ich herkomme, fing man früh an. Ich glaube, ich habe es auch gewollt, zumindest anfangs. Dann habe ich irgendwann gemerkt, dass ich es nie bis zum Berufsgeiger bringen werde. Mit 14 kam die Gitarre dazu. Dann habe ich in einer Folk-Punkband gespielt, die hieß „Fußvolk“. Es spielte sich alles neben der Schule ab. Durchaus leidenschaftlich. Jedes Wochenende haben wir irgendwo gespielt, in Jugendclubs oder auf Weihnachtsmärkten. Im Winter mit abgeschnittenen Handschuhen.

Wurden Sie musikalisch gefördert?

Musikförderung damals, in den letzten Tagen der DDR, war sehr stark leistungs-

orientiert. Man wurde nur dann gefördert, wenn man die Erwartungen übererfüllte. Ansonsten dümpelte man so vor sich hin. Ich war irgendwie so dazwischen und damals auch immer wahnsinnig aufgeregt vor Auftritten. Es war ein anderes Zittern

als das, was ich später im Schauspiel kennengelernt habe.

„Musiker wurden in der DDR nur gefördert, wenn sie die Erwartungen übererfüllten“

Worin besteht der Unterschied zwischen Lampenfieber von Musikern und von Schauspielern?

Im Schauspiel kann man halt hinter einer Bühnenfigur zurücktreten. In der Musik ist das nicht möglich. Das Instrument offenbart alles. Man tritt in eigener Person auf, als man selber. Musiker sind viel ungeschützter.

Ursprünglich wollten Sie weder Musiker noch Schauspieler werden, sondern Goldschmied. Wieso?

Das hing wiederum mit der Situation vor und nach der Wende zusammen. Im Osten galt Goldschmied als ein Beruf, mit dem man ziemlich viel machen konnte. In Heiligendamm konnte ich auf die Kunsthochschule gehen, und zwar ohne Abitur. Man muss bedenken, dass damals bei uns nur zwei oder drei Leute in einer Klasse Abitur machten. Das änderte sich mit der Wende. Plötzlich galt das Recht der BRD. Es wurden Klassen aufgemacht, in denen man das Abitur nachmachen konnte. Gleichzeitig ging der Goldschmiede-Betrieb kaputt. Ich entschied mich für das Abitur. Was

Zur Person

Devid Striesow, geboren 1973 in Bergen auf Rügen, gehört zu den prominentesten Filmschauspielern in Deutschland. Ausgebildet an der renommierten Ernst-Busch-Hochschule in Berlin, profilierte er sich zunächst am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg, unter anderem als Posa in „Don Carlos“, sowie am Düsseldorfer Schauspielhaus, hier vor allem in einigen späten Arbeiten des heute legendären Regisseurs Jürgen Gosch (unter anderem als Prinz Friedrich von Homburg, in „Hamlet“ und in den „Sommergästen“). Goschs „Macbeth“ mit Striesow als Lady wurde 2005 zur „Aufführung des Jahres“ gewählt. Bereits im Jahr 2000 gab er sein Kinodebüt in Rainer Kaufmanns „Kalt ist der Abendhauch“ (nach Ingrid Noll), und für Hans-Christian Schmidts „Lichter“ wurde er für den Deutschen Filmpreis nominiert. In „Yella“ wirkte er beim deutschen Wettbewerbsbeitrag zur Berlinale 2007 mit, der im darauffolgenden Jahr den Oscar als bester fremdsprachiger Film gewann. 2007 erhielt er den Bundesfilmpreis für seine Rolle in dem Spielfilm „Die Fälscher“, und 2010 spielte er neben Ulrich Tukur die männliche Hauptrolle in Dieter Wedels Fernseh-Zweiteiler „Gier“. Seit 2013 verkörpert Striesow den Hauptkommissar Stellbrink im Saarländischen „Tatort“.

freilich noch einmal drei Jahre Schule bedeutete.

Um anschließend Musik zu studieren?

Genau. Während des Abiturs begann ich mich darauf vorzubereiten. Auf Jazzgitarre, die mit Plektrum gespielt wird. Ich musste Klavier dazunehmen. Habe jeden Tag geübt wie ein Wilder und die Aufnahmeprüfung auch tatsächlich geschafft. Ralf Kalesky in Berlin war mein Lehrer, der Unterricht selber fand in Rostock statt. Ich war sein einziger Student. Irgendwann musste ich zum Zivildienst, und da wurde mir eröffnet, das würde nun für die Hochschule alles zu teuer. Wenn ich zurückkäme, müsste ich nach Berlin wechseln.



Foto: Thore Siebrands/Wikipedia

Das wollten Sie nicht?

Ich wollte durchaus, schon wegen meiner Freundin. Die Stadt war aber für meine Fächer, Deutsch und Musik, sehr aufwendig. Ich studierte auf Lehramt für die gymnasiale Oberstufe. Der Anlass dafür war hauptsächlich die Gitarre gewesen. Also begann ich mich neu zu orientieren. So bin ich aufs Schauspiel gekommen.

Sie verdanken Ihre Schauspielkarriere also eigentlich einer Sparmaßnahme der Universität?

So habe ich es zwar noch nie betrachtet. Aber: Ja!

Haben Sie in Berlin das Live-Musizieren noch fortgesetzt?

In Berlin traf ich einige Russen, mit denen wir bei Ofenheizung russische Zigeunerlieder gespielt haben – mit Gitarre, Bass, Geige und Balaleika. Da habe ich dann wieder Geige gespielt. Ein Handbruch, nachdem ich gegen eine Mauer geknallt war, hat dem ein

Ende gemacht. Das war allerdings schon innerhalb der Arbeit mit einer freien Theatertruppe. Bei „Onkel Wanja“.

Wo liegen heute Ihre Vorlieben bei klassischer Musik?

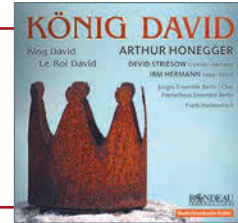
Ich bin Bach-Fan. Von Kantaten angefangen über die Violinkonzerte bis zur Orgel. Auch die Geigen-Sonaten und -Partiten, gespielt von Perlman oder von David Oistrach. Das trifft mich unmittelbar.

Sind Sie unter Filmschauspielern als Klassikfreund in der Minderzahl?

Mag sein, aber ich sage Ihnen was: Das Sprechen eines Textes auf der Bühne fällt einem leichter, wenn man von der Musik her kommt. Weil man auch Texte wie eine Partitur musizieren muss. Das heißt nicht, dass man den Sätzen eine Melodie verleihen müsste. Es handelt sich um die Form, den Gestus. Viele Schauspieler kommen tatsächlich von der Musik her. Bei den meisten ist es Popmusik, aber mit Offenheit für die

CD-Hinweis

Honegger, König David; Devid Striesow, Irm Hermann, Narine Yeghyan, Rowan Hellier, Jan Remmers, Junges Ensemble Berlin, Prometheus Ensemble Berlin, Frank Markowitsch (2013); Rondeau/Naxos CD 4037408060882 (72')



Klassik. Man ist, glaube ich, im Vorteil, wenn man ein gewisses musikalisches Verständnis mitbringt.

Glauben Sie an einen therapeutischen Wert der Musik?

Ich finde durchaus, dass viele Musiker über eine Grundzufriedenheit verfügen, die in meinem Beruf von Haus aus nicht selbstverständlich ist. Für alle geht es um Harmonie. Die kann ich sowohl in der Musik finden wie auch nach einer tollen Rolle auf der Bühne. Fest steht: Nach einer Bach-Kantate geht's mir besser. Bei meiner Tätigkeit als Schauspieler ist das meist komplizierter. Nach einer Theater- oder Filmrolle fällt man im schlechtesten Fall in ein tiefes Loch. Im besten Fall kann man es sanft ausschwingen lassen. Klassische Musik ist immer noch die emotionalste Kunstform in meinen Augen. Es gibt Stücke, wo ich auf Knopfdruck losheule. Bach und Beethoven sind für mich reine Triggerpunkt-Therapie.

Sind Sie auch schon im Schauspiel als Musiker aufgetreten?

Und ob! Mein erster ernstzunehmender Bühnenauftritt überhaupt war als Musiker mit Mandoline – im „Don Giovanni“. Im Rostocker Volkstheater 1992. Und ich hab's komplett versemmt. Nur zwei Töne haben funktioniert. Ich bekam den noch Applaus. Und Schulterklopfen im großen Stil hinter der Bühne. War meine Feuertaufe. In Doppelfunktion.

In der berühmten Düsseldorfer „Macbeth“-Inszenierung von Jürgen Gosch haben Sie die Lady Macbeth gespielt, und zwar nackt. Würden Sie das heute noch machen?

Anfangs mit Krone, Rock und schwarzem Top. Nach und nach hieß es immer mehr: Weg mit den Verkleidungen! Würde ich wieder machen, ja! Der Punkt

bei Gosch war, dass nie etwas von Anfang an konzeptuell feststand. Alles hat sich entwickelt. Es wurde immer nur chronologisch probiert. Wenn jemand krank wurde, blieb der ganze Prozess stehen. Dabei war Gosch eigentlich sehr pragmatisch und hat Vorschläge von den Schauspielern oft angenommen mit der Bemerkung: „Du kannst dir die Rolle vorstellen wie du möchtest, wichtig ist nur, dass du spielst! Dass ich sehe, was du meinst.“ Schauspieler, die daran gewohnt waren auszuführen, was man von ihnen verlangt, waren davon bisweilen verunsichert.

Warum machen Sie kaum noch Theater, sondern vor allem Film?

Das ist lediglich eine Zeitfrage! Theateraufführungen binden Schauspieler sehr stark an sich, sodass man nicht mehr zu viel anderem kommen kann. Mit der Theatertruppe, mit der ich jetzt die „Brüder Karamasoff“ vorbereite, planen wir hingegen wie in der Oper, das heißt, mit allen Aufführungsterminen en suite. Ich würde nie aufs Theater verzichten können! Die Herausforderung, sich nicht verstecken zu können, ist wesentlich, um als Schauspieler weiterzukommen. Auch die Interaktion mit dem Publikum ist unverzichtbar.

Worin besteht der handwerkliche Unterschied zum Film?

Film ist ständiger Abschied. Von der Szene und von allem. Man kann wenig ausprobieren, kaum etwas finden, um sich nachher zu fragen: Nanu, woher kam das denn? Die Fantasie hat im Theater sehr viel größere Möglichkeiten. Außerdem schränkt der Film durch die Bildkomposition ein. Ich glaube daher, dass Theaterschauspieler im Film über mehr Möglichkeiten verfügen, weil sie mehr ausprobieren konnten. Und dass wiederum musikkaffine Schauspieler im Theater im Vorteil sind.

Sie machen oft fünf Filme pro Jahr. Was lehnen Sie ab?

Es ist eigentlich nicht meine Absicht, so viel zu arbeiten. Es kommt dennoch dazu, wenn entsprechend tolle Projekte um die Ecke biegen. Trotzdem habe ich in den letzten drei Monaten bereits drei Filmprojekte abgelehnt.

Glauben Sie, dass der Film Schauspieler verschleifen kann?

Glaube ich nicht. Auch beim Film hat man Lampenfieber – vor dem ersten Drehtag. Die Angst gegrillt zu werden! Man muss – im Unterschied zum Theater – in aller kürzester Zeit eine kommunikative Ebene mit allen Kollegen finden. Bloß folgt auch hier alles einem relativ feststehenden Ritual, ganz ähnlich, glaube ich, wie das bei Musikern der Fall ist. Ich mag diesen Prozess sehr gern. Es ist ein großer Ablauf, in den man als Einzelteilchen mit eingeordnet ist. Diese Eigendynamik, dieses Mitten-drin liebe ich.

Gibt es etwas, vor dem Sie generell Angst haben in Ihrem Beruf?

Ich hätte Angst davor, nicht mehr spielen zu können. Das haben viele Schauspieler. Der große Kollege Ulrich Wildgruber stürzte sich ins Meer, nachdem man ihm gesagt hatte, dass er aus gesundheitlichen Gründen nicht weiter spielen dürfe. Das kann ich gut verstehen.

In Arthur Honeggers „König David“ haben Sie jetzt erstmals bei einer Klassik-CD mitgewirkt. Kannten Sie das Stück?

Nein. Und ich war überrascht, wie riesig die Sprechrolle ist. Sie führt durch das ganze Werk. Irm Hermann ist die Hexe. Eine wunderbare Konstellation. Es ist die Debüt-CD des Jungen Ensembles Berlin mit dem Dirigenten Frank Markowitsch. Wir haben das Werk auch live aufgeführt. Für mich eine Gelegenheit, die Genres zu mischen. Als Schauspieler – mit Musik. ■

Meinen ersten Bühnenauftritt als Musiker mit Mandoline habe ich total versemmt